

1. Wirtschaft mit allen

1.1 Kirche und Geld

1.2 Unternehmerisches Handeln

1.3 Partizipation, Verantwortung und das rechte Maß

2. Kinder

2.1 Familienzentren als Netzwerke

2.2 Heimkinder

2.3 5 Minuten mit dem lieben Gott

2.4 Gewalt überwinden

3. Aus der Landeskirche

3.1 Gospelkirchentag

3.2 Leben im Verborgenen

3.3 Partnerkirchen

3.4 Castor-Transport

3.5 Jüdische Kultur

Herr Präsident, Hohe Synode!

„Besinnen Sie sich auf die soliden Tugenden des Bankiers. Und ich sage bewusst Bankier und nicht Banker“, sagte unser Bundespräsident vergangene Woche beim European Banking Congress in Frankfurt. Eine „Philippika“ war diese Rede, eine Strafpredigt sozusagen. Hätte so eine Strafpredigt nicht von der Kirche kommen müssen statt vom Bundespräsidenten, habe ich überlegt.

Überschriften wie: „Soziale Marktwirtschaft in der Sinnkrise“ sind in den letzten Wochen keine Seltenheit. Bisweilen wird schon das Ende der Marktwirtschaft überhaupt angesichts der Krisen auf den Finanzmärkten ausgerufen. Insbesondere das Handeln von Unternehmern bzw. unternehmerisch tätigen Managern unterliegt der scharfen Beobachtung und heftiger Kritik. Wo steht unsere Kirche angesichts dieser Herausforderungen? Ist sie nicht selbst auch in gewissem Sinne ein Unternehmen? Und muss sie nicht auch mit Geld nach Marktgesetzen umgehen? Ist die Stimme der Kirche vielleicht so leise, weil wir gar keine besseren Rezepte haben? Lassen Sie mich diesen Bericht also mit einigen Überlegungen zu Kirche, Wirtschaft und Geld beginnen, bevor ich in einem zweiten Teil auf mein Jahresthema und in einem dritten auf einzelne Ereignisse in der Landeskirche eingehe.

1. Wirtschaft mit allen

Wirtschaft wird in den jüngsten Diskussionen als ein merkwürdig isolierter Bereich angesehen. Dabei ist oikonomia vom begriff her ja verwandt mit dem oikos, dem Haus, das ganze umfassend, wie die oikumene oder die oikologie. Ich denke, eine der entscheidenden Fragen ist, ob die Ökonomie sich als Teil des Ganzen begreift, sich einfügt in das Zusammenspiel von Politik, Kultur und Zivilgesellschaft insgesamt, oder ob sie sich abgrenzt vom oikos und meint, in einem eigenen Raum mit eigenen Gesetzen zu existieren.

1.1 Kirche und Geld

Derzeit herrscht offenbar in unserem ganzen Land eine Schnäppchenmentalität – ganz gewiss nicht nur unter Börsianern, sondern bei allen, die konsumieren. Niemals hätte sonst ein Slogan wie „Geiz ist geil“ derart Furore machen können. Geiz aber ist nun nicht gerade lebenslustig, menschenfreundlich und liebevoll. Wer würde gar einen Menschen wegen seines Geizes lieben? Eigentlich macht Geiz unsympathisch und einsam.

Es wird schon in der Bibel wird vor Geiz gewarnt. „Geizige werden das Reich Gottes nicht erben“, schreibt Paulus im ersten Korintherbrief. (6,10). Der Grund ist wohl, dass das Reich Gottes eine Kontrastgesellschaft abbildet: da sind die Sanftmütigen im Vordergrund, die Barmherzigen, die mit der Sehnsucht nach Gerechtigkeit. Ganz andere Kategorien als die Erfolgsgaranten unserer Tage: Durchsetzungsvermögen, Steigerung der Aktienkurse, Einkommensverbesserung.

Haben- und Halten-Wollen, diese Gier nach Besitz macht zuallererst unfrei. Es bedeutet eine enorme Freiheit, geben zu können, ja frei-giebig zu sein. Es geht um die

Freiheit, loszulassen. Die Freiheit auch von den materiellen Dingen. Gewiss, materielle Dinge sind schön, können das Leben erleichtern, wir dürfen auch als Protestanten genießen. Wer aber innerlich frei bleibt, solche Freiheit lebt, setzt nicht auf vermeintliche Sicherheit durch Geld und Besitz, sondern darauf, dass Gott es richten wird und andere Menschen für mich mit-sorgen. Es geht um ein tiefes Vertrauen ins Leben, denke ich, um Gottvertrauen.

Das hat gerade nicht Kargheit zur Folge, sondern Freude an den Dingen, es geht um Liebe zum Leben und zu den Menschen, statt Egoismus und Angst.

Wer freigiebig ist, lebt in der Tat glücklicher. Dann musst du nicht zwanghaft festhalten, sondern stehst in einer Art Segenskreis, in dem du wieder Freude empfängst von denen, denen du gibst. Denn das wissen wir doch auch: Jemandem etwas geben, schenken können, ist ja nicht nur ein Ab-geben, sondern immer auch ein Empfangen. Es bereitet mir doch Freude, die Freude der anderen zu sehen. Wir können geradezu dankbar sein, wenn wir geben können. Es ist manchmal wesentlich schwerer, zu nehmen, Zuwendung anzunehmen, weil das oft mit Scham verbunden ist, mit dem Wissen, ich bin auf andere angewiesen, muss dankbar sein. Wem fällt es leicht, um Hilfe zu bitten?

Wer geben kann, ist gesegnet. Und wer etwas einbringen kann in die Gesellschaft, leisten darf, legt wahrhaftig einen nachhaltigen Lebensstil an den Tag. Allzu viele sehen Leistung als selbst erschaffen und nicht als Geschenk. Das Unwort „Macher“ ist ein Synonym dafür. Da wünsche ich mir ein anderes Bewusstsein, auch in der Kirche. Ja, ich weiß um die vielen Belastungen. In vielen Kirchenkreiskonferenzen, in Gremien und bei Einzelgesprächen höre ich die stete Klage über den zu hohen Arbeitsdruck. Aber es ist doch auch großartig, ein solches Arbeitspensum absolvieren zu können. Wie schwer fällt es einem mehrfach körperlich behinderten Menschen, morgens aufzustehen, sich zu waschen, anzuziehen, sich zu versorgen? Auch das ist ja Leistung. Ich jedenfalls bin dankbar, dass ich leisten kann, Kraft habe, mich einzubringen in das große Gesamtgeschehen unserer Kirche, damit sie das Evangelium weiter geben kann in der Welt.

Und wie sieht es aus mit der Kirche und dem Geld? Wir sind doch schließlich Teil des Systems. Mit Häme sollte niemand nach Oldenburg blicken, auch wir legen unser Geld an. Sicher, wir tun das konservativ, es wird nicht spekuliert. Aber auch die Kirche hat mit Geld umzugehen. Mit Kirchensteuereinnahmen, Haushalten, Gehältern, Stiftungen. Das Haushaltsvolumen unserer hannoverschen Landeskirche ist Ihnen bestens bekannt.

Martin Luther stand in der Tradition Augustinus und Thomas von Aquins dem Zins als solchem – genauer dem Wucherzins – sehr skeptisch bis ablehnend gegenüber: Der Mensch dürfe sein Kapital dadurch mehren, dass er die von Gott gegebene Zeit für ihn arbeiten lasse. Denn nur durch eigenes Dazutun sei die Vermehrung des Reichtums gerechtfertigt. Das stimmt ja auch heute: Geld arbeitet eben nicht. Und Wucherzins bleibt unvertretbar.

In mehreren Schriften (Großer Sermon vom Wucher (1520). Von Kaufhandlung und Wucher (1524). An die Pfarrherrn wider den Wucher zu predigen (1540)) wendet Luther sich leidenschaftlich gegen Wucher und Monopole. Seine Kritik richtete sich ge-

gen das Handels- und Wucherkapital des Frühkapitalismus, das Gebaren der großen Bankhäuser wie der Fugger, die Gier nach dem Gold der Azteken. Er misst das Verhalten am ersten Gebot und sieht, wie Geld zum Mammon wird.

„Luthers große wirtschaftsethischen Schriften sind strukturiert durch drei neutestamentliche Gedanken:

1. Dass man gerne geben soll. Schenken ist das eigentlich von Gott gebotene Wirtschaftsverhalten.
2. Dass man gerne leihen oder borgen soll: ohne Zins und überhöhte Rückforderung, von Wucher ganz zu schweigen.
3. Dass man sich nehmen lassen soll, auch den Mantel zum Rock geben soll.“¹

Im Anschluss an diese Gedanken ist die Anregung von Superintendent Bohlen gestern, eine lutherische Theologie des Gebens und Nehmens zu entwickeln sehr aktuell.

Die Finanzkrise zeigt genau, wohin es führt, wenn Geldwirtschaft auf schnelle spektakuläre Gewinne hin orientiert ist. Zins an sich wird heute in der Weltwirtschaft insgesamt nicht in Frage gestellt, auch nicht bei Kleinstkrediten etwa im Bereich der Entwicklungsorganisationen. Aber Wucherzins müssen wir auch heute in lutherischer Klarheit anprangern. Wir sind offensichtlich an einem Punkt angekommen, an dem sich die Grenzen einer bestimmten Form von Wachstum im Bereich des Finanzkapitals so deutlich gezeigt haben, wie selten zuvor. In der Tat könnte der Kontrast zwischen der mehr als leichtsinnigen Rendite-Jagd der Finanzeliten dieser Welt noch vor ein paar Monaten und der heimeligen Alternative des eigenen Tresors im Keller nicht größer sein: Die Spanne zwischen einer vermeintlichen Sicherheit im Anlagegeschäft, die den Akteuren jede Contenance entgleiten ließ hier, und der Angst, die sich in Folge der Maßlosigkeit ausgebreitet hat und nun zu gewissermaßen archaischen Wirtschaftsformen zurückführt, jedenfalls bei einem Teil der Menschen. Die Tresorhersteller jedenfalls gehören zu den Gewinnern der Krise. Sie haben jüngst Auftragssteigerungen von 20 Prozent gemeldet...

Am Beispiel des Fundraising ist mir das Spannungsverhältnis von Kirche und Geld noch einmal besonders bewusst geworden. Am 25. September habe ich im Stephansstift die „Kollekte 2008“ eröffnet. Da kommen Christinnen und Christen zusammen, die Fundraising betreiben. Das reicht von der Kollekte im gemeindlichen Gottesdienst am Sonntag über den Gospelchor mit seinem Förderverein bis zum Obdachlosenprojekt in der Innenstadt und der Stiftung für die Hospizarbeit. Überall werden Menschen gesucht und gottlob gefunden, die sich mit ihrer Zeit oder beruflichen Kompetenz einbringen, mit Spenden helfen oder sich über Zustiftungen beteiligen. Wir sind es gewöhnt. Spenden, geben, teilen und sich selbst einbringen – sind immer schon Zeichen christlichen Glaubens gewesen – eine Gemeinde ohne solch Engagement ist schlichtweg nicht vorstellbar. Fundraising in Kirche ist, verglichen mit anderen Bereichen gemeinnützigen Engagements, das wahrscheinlich am breitesten angelegte Themenfeld.

¹ Hansjörg Lein, „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon!“. Protestantische Gedanken zu Theologie und Ökonomie, Referat beim Symposium „Weltreligionen und Kapitalismus“ im Oktober 2005, veranstaltet vom Club of Vienna.

Und trotzdem erleben wir immer wieder Vorbehalte, ein Zögern, ein sich nicht Herantrauen an professionelles Fundraising. Das mag mit dem Wort „Fundraising“ zusammenhängen. Manche haben Abneigung gegen das Englische, andere scheuen einfach die Neuerung, das vermeintlich Amerikanische, das dahinter steht. „Mittelakquise“ hört sich technisch kalt an. „Spenden“ würde es nicht treffen, da Fehlen dann Stiftungen oder das ehrenamtliche Mitmachen, und „Geldbeschaffungsmarketing“ wäre der Tod im Topf.

(Wenn unter Ihnen jemand einen besseren Namen weiß, kann er ihn mir oder Herrn Dalby gern zukommen lassen – wir werden das prüfen und, wenn es sich eignet, übernehmen. Herr Dalby wird Sie dann gern zu einem Essen einladen ;-).

Der Vorbehalt geht jedoch tiefer. So manchen Brief erhalte ich: Ist das nicht gegen das Evangelium, schnöden Mammon aufhäufen? Und wird nicht das Scherflein der Witwe missachtet, wenn Großspendern gezielt gedankt wird? Frau Holthusen hat das gestern hier thematisiert, und dieses Unbehagen ist weit verbreitet, das merken wir bei all unseren Versuchen, neben der Kirchensteuer als Spielbein mit Stiftungen, und Fundraising ein finanzielles Spielbein zu gestalten. Auch wenn „Fundraising“ als Begriff im Duden noch jung ist und noch lange erklärungsbedürftig bleiben wird, das allein ist es nicht. Was ist es dann? Es ist die Scheu vor dem „Betteln“, denke ich. Und ich bin überzeugt, es ist eine grundsätzliche Scham, in der Kirche über Geld zu sprechen.

Dabei zeigt uns die Bibel einen ziemlich entspannten Umgang mit dem schnöden Mammon, finde ich. In den Gleichnissen Jesu kommt Geld vor vom verlorenen Groschen bis: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ Und: „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb“ heißt es dort beispielsweise. Das ist auch heute eine klare Erfahrung: wer geben kann, fühlt sich gesegnet, ebenso wie, wer empfängt. Es geht um einen Segenskreislauf. Einen Kreislauf auch, in dem die Würde aller Beteiligten gewahrt bleibt.

Geben ist doch durchaus auch Bekenntnis, ein Akt der Nächstenliebe. Keiner von uns kann Fundraiser werden, ohne selbst zu geben. Weil wir alle Empfänger sind und bleiben. Wir geben letztlich nur weiter, was wir empfangen haben.

Nächstenliebe und der Aufbau der Gemeinde, die soziale Dimension also ist das Kriterium des angemessenen Umgangs mit Geld in der Bibel. Reichtum an sich wird in der Bibel nicht verurteilt, aber die Frage ist, wie ich damit umgehe. es ist ja spannend, nachzulesen, dass Jesus ermutigt, mit den Pfunden zu wuchern. Reichtum wird nur verurteilt, wenn er zu Geiz und Gier führt. Es kommt darauf an, was ich damit tue. Die Pfunde mögen Geld sein. Oder eben auch Talente, wie es in einer alten Übersetzung heißt, also Chancen, Möglichkeiten, Gaben, die ich einbringen kann. Wer eigenes einbringt in die Gemeinschaft, wer für andere gibt, was er oder sie hat an Geld, Zeit, Kreativität, wird es vermehren. Es geht um Be-gabung, die jeder Mensch hat.

Gott verurteilt nicht Reichtum und Wohlstand. Im Gegenteil zeigt gerade das Alte Testament, wie sehr Gottes Segen immer auch im weiteren Sinne materielles Wohlergehen meint: Vieh, Land, Geld, Kinder, auch Gesundheit. Also das, was ein Mensch zum guten Leben brauchte. Aber der Reichtum oder einfach der Wohlstand

muss, wie wir heute sagen würden, nachhaltig erwirtschaftet sein, also nicht durch Raubbau an der Natur. Das Bauen und Bewahren, also nicht nur das Ernten, sondern auch das Säen, sind in diesem Zweiklang der biblische Auftrag an den Menschen. Und ein weiterer Auftrag schließt sich an, dass nämlich dieser Ertrag allen Menschen zugute kommen muss, er muss gerecht verteilt sein. Das sind, freilich sehr verkürzt, die Grundsätze eines von der Bibel her begründeten Wirtschaftens. Ich meine, dass sie auch in unserer Zeit und hier besonders in unserer aktuellen Situation gerade auch in ihrer Einfachheit überraschend hohe Aktualität erlangt haben.

Wir brauchen also in unserer Kirche einen klaren, realistischen und selbstkritischen Umgang mit Geld. Das ist gut biblisch. Um innere Freiheit vom Besitz geht es ebenso wie um die Freiheit zum Handeln. Um Verantwortung im Umgang mit Geld ebenso wie um Gottvertrauen.

2. Unternehmerisches Handeln

Allein unsere Landeskirche hat mehr als 30.000 hauptamtlich und mehr als 100.000 ehrenamtlich Mitarbeitende. Dazu kommt die Diakonie mit all ihren Mitarbeitenden. Die Kirchen insgesamt sind die zweitgrößte Arbeitgeberin in Deutschland. Und auch uns trifft die Krise, viele unserer Einrichtungen wissen zur Zeit nicht, wie sie die in der Arbeits- und Dienstrechtlichen Kommission ausgehandelten Lohnerhöhungen umsetzen sollen. Wir sind als Kirche manches Mal in ähnlichen Dilemmata wie Unternehmen im weltlichen Bereich.

Allerdings, wir sind eine Non-Profit-Organisation, wir müssen keine Rendite erwirtschaften und wir haben Gott sei Dank keine Schulden! Aber wirtschaften müssen wir und mit Geld verantwortlich umgehen allemal. Auch für uns stellt sich die Frage: Wie wirtschaften wir menschengerecht und verantwortlich? Wobei ich in der evangelischen Kirche Wert darauf lege, dass eine Wertschätzung aller Mitarbeitenden ebenso wie die Frage nach den ethischen Maßstäben unserer Geldanlagen Grundvoraussetzungen unseres Handelns sind. Eine solche Haltung widerspricht gewiss dem Geist unserer Zeit, aber ich bin zutiefst überzeugt, sie ist nachhaltig.

In der EKD erschien im vergangenen Sommer eine Denkschrift unter dem Titel: „Unternehmerisches Handeln in evangelischer Perspektive“. Der Text wurde in mehr als dreijähriger Arbeit von Experten in der Kammer für Soziale Ordnung der EKD erarbeitet, und schließlich vom Rat der EKD als Teil einer Reihe von Texten, die unter anderem auch der gerechten Teilhabe aller gewidmet sind, verabschiedet. Die Kritik bezieht sich hauptsächlich auf das positive Grundbild des Unternehmers, das sich dort spiegelt, denke ich. Aber bei uns in Niedersachsen begegne ich bei meinen Besuchen vor Ort in der Tat immer wieder engagierten Unternehmern, die vor Ort sehr wohl geerdet sind, sich um ihre Auszubildenden und Mitarbeitenden mühen, engagiert sind in den Projekten vor Ort. Gerade erst beschrieb mit ein Unternehmer, wie sehr er darum ringt, Arbeitsplätze zu erhalten und meinte, ich habe es mir in einem Interview zu leicht gemacht mit der Aussage: wer keine roten Zahlen schreibe, dürfe Mitarbeitende nicht entlassen, genau das sei eventuell notwendig, um andere Arbeitsplätze zu erhalten. Es ist also allzu einfach, alle, die unternehmerisch tätig sind, als die bösen Sündenböcke der Globalisierungsprobleme anzuprangern.

Gleichzeitig bleibt bei mir ein großes Unbehagen, wenn diejenigen, die den freien Markt gepriesen haben, jedes Ethos der Verantwortung, alle Regeln der Solidarität als Eingriff in die Selbstregulierung des Marktes abqualifizierten, heute an die Solidargemeinschaft appellieren. Für mich ist bitter, wie schwer es ist, ein paar hundert tausend Euro für Hungerhilfe und Frieden bildende Maßnahmen zu erbitten, oder unsere ambulanten Pflegedienste mit Anstand aufrecht zu erhalten, während Bankenschutzschirme in Milliarden rechnen. Wobei der Schutzschirm schon wieder gut biblisch ist: „Wer unter dem Schutz des Höchsten wohnt...“, aber die Bundesregierung ist damit ja wahrhaftig nicht gemeint.

Lob für die Denkschrift kommt vor allem von jenen, die in der Praxis direkt mit unternehmerischem Handeln zu tun haben, von Arbeitgeberverbänden, Handwerkskammern und anderen. Die Kritik sieht vor allem die Arbeitnehmenden und ihre Situation zu wenig gewürdigt – und dies ist in gewisser Hinsicht auch richtig. Allerdings ging es bei diesem Text auch nicht um Arbeitnehmervertretungen und Gewerkschaften, sondern eben pointiert um die „andere Seite“.

Unsere Kirche hat aus biblischer Grundüberzeugung in der Vergangenheit immer die Seite der Arbeitnehmenden ins Zentrum gestellt. Da ist es gewagt, eine Brücke zwischen der Kirche und den unternehmerisch Handelnden zu schlagen. Dass das nicht ganz einfach war, liegt auf der Hand, denn das Kriterium, die Situation der Schwächsten in der Gesellschaft nicht nur nicht aus den Augen zu verlieren, sondern geradezu zum Prüfstein aller Ordnungen zu machen, bleibt natürlich auch für dieses Thema erhalten. Aber an der Frage, was ein Evangelischer Unternehmer ist, welche Kriterien von Verantwortung es gibt und welche Ermutigung auch zum unternehmerischen Handeln muss uns doch auch liegen.

Es ist das Ziel dieses Textes, auf die Bedeutung hinzuweisen, die unternehmerisches Handeln und verantwortliche Arbeitgeber und Unternehmer für unser Land haben: „Ohne unternehmerisches Handeln kann keine moderne Gesellschaft überleben“ (Ziffer 125) wird mehrfach unterstrichen. Es wird immer wieder herausgestellt, dass es solches Handeln notwendig ist auch angesichts der großen Herausforderung einer von Ressourcenknappheit oder Umweltkatastrophen her bedrohten Gesellschaft. Dabei ist natürlich auch deutlich, dass es auch nicht ohne Gewerkschaften oder Arbeitnehmervertretungen geht – auch sie gehören zur Wirtschaft dazu – und es ist deutlich, dass sich unternehmerisch Tätige und Arbeitnehmervertretung auf Augenhöhe begegnen sollen.

Am Ende des Textes heißt es ganz optimistisch: „In jedem und jeder steckt etwas unternehmerisch Kreatives. Diese Potentiale gilt es im Interesse aller zu entdecken und zu fördern.“ (Ziffer 138) Es geht mithin um eine Vision eines freien unternehmerischen Handelns, das sich zugleich sozial verpflichtet weiß, und in dieser Hinsicht umsichtig in der Gesellschaft agiert, jedenfalls nicht nur auf einseitige Ziele ausgerichtet handeln kann.

Das ist mir wichtig. Wir können den Mittelstand, der gerade Niedersachsen prägt, nicht in einen Topf werfen mit großen DAX-Unternehmen, die von Anonymität bestimmt sind. Unternehmer vor Ort schaffen Arbeitsplätze, sorgen sich um Mitarbeitende, bilden aus, sind verankert im eigenen Kontext. Das brauchen wir dringend. Auch unsere Kirche und vor allem die Diakonie ist im übrigen vielerorts ein solcher

kleiner Unternehmer, und wir stehen vor denselben Herausforderungen als Arbeitgeberin wie so mancher Betrieb.

Als Kern unternehmerischer Tätigkeit wird die Notwendigkeit definiert, ständig „im Markt Entscheidungen unter komplexen und zum Teil unsicheren Bedingungen zu fällen, und für die eingegangenen Risiken die Verantwortung zu übernehmen.“ (Ziffer 12) . Aber was bedeutet das, wenn wir diakonische Einrichtungen nicht erhalten können, wenn sich die Pflegeversicherung etwa an den in Niedersachsen besonders niedrigen Sätzen der billigsten Anbieter orientiert? Das ist für mich keine soziale Marktwirtschaft. Manche stellen gerne die Frage, ob wir nicht die ambulante Pflege einstellen sollten. Denn wenn wir auch dazu gezwungen werden, in der Pflege Dumpinglöhne zu zahlen, hat die Unternehmung nicht mehr das Qualitätssignet durch das Kronenkreuz der Diakonie verdient. Hier gibt es inzwischen ein Preisdiktat der Pflegekassen, das nicht Qualität und Menschenwürde an die erste Stelle stellt, sondern allein das Kriterium „so billig wie möglich“. Das halte ich für völlig unvertretbar. Es ist weder mit dem christlichen Menschenbild noch mit der unantastbaren Würde vereinbar, die unsere Verfassung garantiert. Wir haben als Kirchen für die soziale Grundlegung der Wirtschaft und des unternehmerischen Handelns einzustehen.

3. Partizipation, Verantwortung und das rechte Maß

In Südafrika habe ich zwei junge Männer erlebt, die uns an einem Parkplatz in Empfang nahmen, die Schranke per Hand öffneten, das Auto abnahmen und einparkten, in schmecken Uniformen, offenbar stolz, Teil eines Ganzen zu sein. Das kann eine elektronische Schranke nicht ersetzen. Und es sind zudem Arbeitsplätze, die Menschen, denen wahrscheinlich eine Ausbildung fehlt, Würde durch Zugehörigkeit und Arbeit gibt, statt sie auf staatliche Transferleistungen angewiesen sein zu lassen. Beteiligung aller, Wahrung der Würde aller, das ist für mich ein erster christlicher Zugang zum Wirtschaften und daran müssen auch wir uns in Kirche und Diakonie messen lassen.

Als Bischöfin bin ich zuallererst Theologin, zuständig für die geistliche Leitung unserer Kirche. Ein Bischof soll leiten – Bischöfinnen konnten sich auch die Reformatoren trotz ihrer Rede vom Priestertum aller Getauften wohl kaum vorstellen! – sine vi sed verbo. Also nicht durch Gewalt, sondern durch die Überzeugungskraft des Wortes.

Das ist doch wohl gar nicht so anders in einem Unternehmen oder in einer Bank: die Überzeugungskraft der Leitung ist von entscheidender Bedeutung. Und Überzeugungskraft gewinne ich nur, wenn es in einem Unternehmen, ja in der Wirtschaft insgesamt klare Vorbilder gibt und Kooperation.

Damit Kooperation gelingt, bedarf es ethischer Regeln des Miteinanders. Denn gemeinsames, abgestimmtes Handeln braucht nicht nur gemeinsame Ziele, sondern auch gemeinsame Regeln und Werte. Es geht um eine verlässliche Kultur des Miteinanders. Es gilt, darauf zu achten, dass die unterschiedlichen Kulturebenen nicht auseinanderfallen, das ist auch in unserer Kirche und ihren Einrichtungen so. Wenn die Identifikation mit dem Ganzen verloren geht oder gar nicht vorhanden ist, fehlt auch das Engagement für die gemeinsame Sache, das nötig ist. Um diese komple-

nen Prozesse zu überblicken, bedarf es einer gemeinsamen normativen Grundposition, eines gemeinsamen Ethos. Und dieses Ethos, diese Bindung an Werte, sollte glasklar in den Entscheidungsstrukturen eines Unternehmens verankert sein, kognitiv wie emotional.

Nehmen wir Fälle wie die Korruption bei Siemens oder die Datenschutzmissbräuche bei der Telekom, da wird schnell deutlich, dass es bei der Pflege eines gemeinsamen Ethos, darum, ob und wie eine "Ethik der Governance" (Wieland) im Alltag speziell von Sozialunternehmen gestaltet werden kann. Ich denke, eine Kultur der Wertschätzung kann auf dem Hintergrund des christlichen Menschenbildes auch im Berufsalltag entwickelt werden.

Das alles gilt auch für unsere Kirche. Leiten wir transparent? Wie wird Macht gebraucht? Mir hat immer eingeleuchtet, dass Macht legitimiert ist, wenn sie ihre Ziele transparent macht, aber zum Missbrauch neigt, wenn diese Ziele nicht mehr erkennbar sind

Ich wünsche mir, dass unsere Kirche für klare Leitbilder steht. Wie viele Probleme werden mir täglich vorgelegt! Und manches Mal denke ich: warum sprechen die Menschen vor Ort nicht miteinander, warum wird nicht offen gelegt, was die Belastungen sind, warum wird nicht versucht, miteinander Wege in der Herausforderung zu finden. Ich bin überzeugt, wir können Modelle einer „Ökonomie mit allen“ praktizieren. Dazu gehört Mut und Gottvertrauen, Transparenz und Partizipation.

„Wirtschaft mit allen“ – das meint, dass es nicht nur darum geht, die Früchte des Wirtschaftens zu säen und zu ernten und möglichst gerecht unter die Menschen zu verteilen. Es tritt eine wichtige Bedingung hinzu, die in den modernen Gesellschaften unerlässlich ist: Die Beteiligung der Menschen nicht nur an den Ergebnissen des Wirtschaftens durch gerechte Verteilung, sondern auch an ihrem Zustandekommen. Das geschieht unter heutigen Bedingungen für die ganz große Masse der Bevölkerung in Form der Beteiligung an der Erwerbsarbeit. Wer einen Arbeitsplatz hat, ist in der Lage, ein originäres Einkommen zu erwirtschaften, also aus eigener Kraft seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Damit erwirbt der Mensch nicht nur seinen materiellen Lebensunterhalt, sondern unter gegebenen gesellschaftlichen Vorzeichen auch seine Anerkennung und sein Selbstbewusstsein. Er hat Teil am schöpferischen Prozess der Gestaltung und Umgestaltung der Welt, zu der Gott uns ermächtigt und praktisch in die Lage versetzt hat. Jeder und jede tragen damit selbst ein Stück Verantwortung an der schöpferischen Veränderung der Welt in sich und gewinnen damit ein großes Stück der Würde, die ihnen zukommt.

Damit will ich hier keiner Arbeitsreligion das Wort reden – und erst recht keiner Erwerbsarbeitsreligion. Die Würde des Menschen resultiert zuallererst nicht aus der Arbeit, sondern, wie Christinnen und Christen glauben, aus der Ebenbildlichkeit Gottes, also daraus, dass wir seine Geschöpfe sind. Wir müssen uns also menschliche Würde nicht durch Arbeit erst verdienen, sie ist uns von Gott bedingungslos zugesprochen. Das gilt für den sterbenden alten Mann wie den erfolgreichen Unternehmer, für das schöne Model auf dem Laufsteg wie für das mehrfach schwerstbehinderte Mädchen. Aus dieser Gottesebenbildlichkeit leiten sich nach christlichem Verständnis die Gleichheit aller Menschen ab und damit ihre gleichen Rechte. Somit

kann es nicht Menschen geben, denen das Recht auf die Teilhabe am schöpferischen Prozess durch eigene Arbeit verwehrt, geschweige denn abgesprochen wird.

Daraus resultiert, dass beispielsweise nicht nur diejenigen etwas gelten, die im Erwerbsleben stehen, sondern ebenso auch diejenigen, die zu Hause Kinder erziehen, die Alte pflegen, die im Ruhestand leben oder ehrenamtlich tätig sind. Menschen, die mit ihrer Tätigkeit zwar kein eigenes Einkommen verdienen, aber dennoch überaus nützliche Tätigkeiten verrichten? Was ist mit denen, die Arbeit ernsthaft suchen und keine finden? Tatsächlich darf die Beteiligung am Erwerbsleben nicht zu einer heilbringenden Angelegenheit hochstilisiert werden. Auch dem, der sich nicht am Erwerbsleben beteiligen kann oder will, ist nicht die Würde abzusprechen, die er als Mensch unveräußerlich besitzt. Worum es in der gesellschaftlichen Praxis geht, ist die Option, die allen erwerbsfähigen und erwerbwilligen Menschen offen stehen muss, sich in das Wirtschaften der Gesellschaft mit ihren Möglichkeiten einzubringen.

Wir müssen ganz aktuell befürchten, dass wir nach einer wirtschaftlichen Aufschwungphase nun wieder in einen Abwärtstrend hineinkommen, der auch negative Auswirkungen auf die Zahl der Arbeitslosen haben wird. Und wie wir weiter wissen, ist Arbeitslosigkeit das größte Risiko für Armut, neben Bildungsdefiziten und der Trennung vom Ehepartner. Damit ist dann, die Gefahr weiterer Randständigkeit und der Absonderung von der Mitte der Gesellschaft verbunden. Das bedeutet dann den zunehmenden Ausschluss von der Teilhabe nicht nur an der Erwerbsarbeit, sondern auch vom öffentlichen Leben.

Die Finanzkrise auf der einen Seite, die Gefahr zunehmender Armut auf der anderen: Kaum jemand wird bestreiten, dass etwas aus der Balance gekommen ist. Die Spekulation mit den Billionen, die auf der Suche nach einer günstigen Anlage sind, genauer: die großen Misserfolge damit, die unvorstellbar große Vernichtung von Vermögen auf der einen Seite und die Bedrohung von vielen kleinen Existenzen auf der anderen halte ich für eine besonders große ethische Herausforderung. Es geht darum, das rechte ethische Maß wieder zu finden.

Bevor also in Zukunft die Finanzmärkte wieder anspringen und damit sicher auch neue Finanzprodukte kreiert werden, müssen Bremsen, gewissermaßen ein TÜV her, der unabhängig vom Berater des Geldinstituts oder einer Investmentgesellschaft das Angebot prüft und auf Risiken aufmerksam macht. Wenn Wohlhabende ihr Geld verspielen, ist das etwas anderes, als wenn einfache Menschen für den Rest ihres Lebens finanziell ruiniert werden.

Eine Konsequenz scheint mir: Den Staat nicht länger verächtlich machen, sondern als Element von Balance akzeptieren. Denn Wirtschaft findet – anders als diejenigen, die jetzt auf staatliche Hilfe hoffen, oft propagiert haben – eben nicht nur in der Wirtschaft statt. Ohne den Rahmen eines starken Gemeinwesens als Gegengewicht geht es in the long run auch in der Wirtschaft nicht. Die Politik darf nicht mehr und mehr zum Appendix wirtschaftlicher Ziele und Interessen werden.

In diesem Zusammenhang sehe ich unsere Aufgabe als Kirche auch darin, die Seite der Konsumentinnen und Konsumenten zu stärken, Der mündige Verbraucher gehört zum Grundbestand unserer Wirtschaftsordnung. Verbraucheraufklärung beginnt in

unseren Erziehungsinstitutionen: Mir geht es um eine „Ethik des Genug“ gegenüber einer Ethik des ständigen Wachstums. Gewiss, davon können nur die sprechen, die „genug“ haben. Wenn sie aber das rechte Maß im Blick behalten, wird das auch ein Beitrag zur Gerechtigkeit für diejenigen sein, die zu wenig zum Leben haben.

Wirtschaften mit allen – das heißt angesichts des demographischen Wandels, auch diejenigen Menschen adäquat mit einzubeziehen, die auf Grund ihres Alters und Gesundheitszustandes nicht mehr wie einst, in den stärkeren Jahren ihres Lebens, ohne weiteres die Möglichkeit haben, für sich selbst zu sorgen. Sie sind Teil aber der Wirtschaft. Und ihre Versorgung ist inzwischen auch ein Markt. Vor zwei Wochen habe ich bei der ConSozial (einer Messe von Anbietern sozialer Leistungen) in Nürnberg einen Vortrag gehalten. Wer das Angebot sieht, begreift, dass eben auch das Soziale Teil der Wirtschaft ist. Vor dem Hintergrund einer alternden Bevölkerung werden sich zunehmend Märkte darauf spezialisieren, per Fernbestellung und Lieferung auch die Dinge des alltäglichen Bedarfs bereitzustellen. Auch Bankgeschäfte werden die zukünftigen Generationen der Alten, die dann mit dem Computer vertraut sein werden, von zu Hause aus tätigen können.

Wirtschaft mit allen wird die Gerechtigkeitsfrage nicht an der Grenze unseres Landes oder der EU enden lassen. Wenn Globalisierung, dann muss sie Nahrung, Obdach, Bildung und Gesundheitsversorgung für alle zum Ziel haben, über alle Grenzen hinweg. „Billige Arbeitskräfte“ und „billige Produktionsbedingungen“ stehen im Widerspruch zur gleichen Würde aller. Kürzlich habe ich einem Unternehmer, der seinen Betrieb in die Ukraine verlagern will, weil es da billiger ist gefragt, wann er denn mit seiner Familie dort hinziehen wolle. Denn ich denke, es ist unsolidarisch, wenn Menschen in unserem Land leben, vom sozialen Frieden ebenso profitieren wie von kostenfreien Schulen, funktionierenden Krankenhäusern und sanierten Straßen, aber dann woanders investieren und hier nicht mal Steuern zahlen.

Eine „Ökonomie zum Leben“ beinhaltet über das rein Ökonomische hinaus die Beteiligung aller auch beim Ringen um die Frage, wie wir denn den großen Herausforderungen nachhaltig begegnen wollen, auch was den Klimawandel betrifft. Auch zur dieser Frage können alle beitragen, sind alle berufen. Denn für Martin Luther war das Leben eines, das in Freiheit und Verantwortung aus Gottvertrauen heraus zu gestalten ist. Und der Beruf war für ihn kein Job zum Geld verdienen, sondern eine Berufung, die mich als – wie er sagte – den Besen schwingende Magd ebenso wichtig macht wie den regierenden Fürsten, wir könnten vielleicht übersetzen, die ambulante Pflegerin ebenso wichtig wie den Banker. Gemeinsam gestalten, wozu wir berufen sind, gute Haushalterinnen und Haushalter Gottes sein, unsere Gaben einbringen für eine Ökonomie mit allen, das ist eine wunderbare Herausforderung, finde ich.

2. Kinder

Kinder waren in diesem Jahr mein Schwerpunktthema. Ich habe Kitas besucht und Tagungen zum Thema, den Eltern-Kind-Kurs MALIBU kennen gelernt, konnte an der wunderbaren Eröffnung unserer neuen evangelischen Schule in Nordhorn teilnehmen und im Rahmen der Kooperation von World Vision und EKD am letzten Samstag den Deutschen Kinderpreis an Nena übergeben. Und ich habe mich gefreut an der Entwicklung des Projektes „Zukunft(s)gestalten, über das Frau Dr. Gaefgen-Track und Herr Dr. Künkel Ihnen berichtet haben. Zum Thema Kindertheologie habe

ich in meinem Bericht vor zwei Jahren ausführlich berichtet, ich kann an dieser Stelle darauf rückverweisen. Heute will ich nur drei Aspekte hervorheben.

2.1 Familienzentren

Der Diakonieausschuss hat ja einen Zwischenbericht über die bisherigen Aktivitäten seit 2006 eingebracht, darunter auch einen Hinweis auf den Fachkongress „Im Mittelpunkt: Kinder! am 14./15.01.2008 und die Broschüre „Im Mittelpunkt: Familien(zentren) – Netzwerke zur Stärkung von Familien und zur Förderung von Kindern“, die zur Synode erschienen ist. Zum selben Thema ist ein Fachkongress Mitte 2009 geplant. Ich halte das für einen guten und richtigen Weg. Es ist gut, wenn unsere familien-bezogener Dienste und Einrichtungen hin zu „Angeboten aus einer Hand“ entwickelt werden. In Wolfsburg konnte ich die Paulus-Kindertagesstätte besuchen, die sich auf überzeugende Weise zum Kinder- und Familienzentrum entwickelt hat.

Dazu gehört auch eine Öffnung in das Gemeinwesen und den Sozialraum hinein. Ich denke, die Angebotsprofilierung noch stärker als bisher auf die Lebensbedingungen und Erfordernisse von Eltern und ihren Kindern auszurichten, beispielsweise durch flexiblere und erweiterte Öffnungszeiten in den Kindertageseinrichtungen, worauf insbesondere Alleinerziehende angewiesen sind.

Aber auch das Zusammenwirken mit Tagespflegepersonen (Tagesmüttern und -vätern) als integraler Bestandteil eines Gesamtkonzeptes kann zur Entlastung der Eltern und zur Förderung der Kinder beitragen. Leider ist noch zu oft eine Abgrenzung zwischen Kindertageseinrichtungen und Kindertagespflege festzustellen. Diese sollte sowohl im Blick auf die Kinder und Eltern, aber auch unter den Gesichtspunkten einer konzeptionellen und strategischen Weiterentwicklung überwunden werden.

Vor dem Hintergrund, dass rd. 30% des Platzausbaus für unter Dreijährige durch Kindertagespflege abgedeckt werden soll und die Landesregierung entsprechende Programme aufgelegt hat, sollten wir uns nicht länger von der Kindertagespflege abgrenzen, sondern ein gemeinsames Bildungs- und Erziehungsverständnis entwickeln und dabei prüfen, welchen Beitrag wir als Kirche und Diakonie bei der Qualifizierung und Einbindung der Tagespflegepersonen leisten können – auch im Hinblick auf ein evangelisches Profil.

Wichtig ist, dass es so bald wie möglich eine Anlaufstelle gibt für die Begleitung des Aufbaus von Familienzentren. Da ist Beratung notwendig und Vernetzung, etwa wenn Betreuung, Beratung, Einsatz Ehrenamtlicher und ein Cafebereich zusammen kommen sollen. Hier ist eine gute Kooperation von Diakonischem Werk und Landeskirche wichtig, denn die Zentren benötigen fachkundige Unterstützung beim Aufbau. Hilfreich wäre auch, wenn die vielen Angebote unserer Kirche für Kinder und Familien von Kita bis Fabi, von EEB, HKD und DW besser vernetzt wären, beispielsweise durch eine Internetseite „Kirche und Familie“.

2.2. Heimkinder

Vor zwei Jahren erschien das Buch von Peter Wensierski, „Schläge im Namen des Herrn“. Es dokumentiert auf dramatische Weise die zum Teil grausamen Erfahrungen von Heimkindern in der Nachkriegszeit. Nach der Lektüre hatte ich unser Diako-

nisches Werk gebeten, zu prüfen, ob Einrichtungen in unserer Trägerschaft sich hier etwas haben zu Schulden kommen lassen (vgl. Bericht vor der Landessynode am 16.6.2006). Die Studie wurde sofort in Auftrag gegeben, das fand ich beachtenswert. Sie soll im Sommer 2009 abgeschlossen sein.

Nun gibt es erste Ergebnisse, die in der Öffentlichkeit Betroffenheit auslösen und 180 Betroffene haben sich inzwischen bei der Hotline des Diakonischen Werkes gemeldet. Dass der Bundestag die Einrichtung eines Runden Tisches plant, an dem Betroffene, Vertreterinnen und Vertreter von Bund, Ländern, Kommunen, Kirchen und Wohlfahrtsverbänden zusammen kommen, um das Geschehene aufzuarbeiten und Wege zur Wiedergutmachung zu suchen, halte ich für einen Schritt in die richtige Richtung.

Wenn es Fehler gegeben hat, dürfen wir die nicht vertuschen, sondern müssen sie aufarbeiten. Nur wer eigene Schuld eingesteht und aus der Vergangenheit lernt, kann doch Zukunft glaubwürdig gestalten. Und ganz offensichtlich gab es in der Vergangenheit Verfehlungen in kirchlicher bzw. diakonischen Einrichtungen. Das gilt es, offen auszusprechen. Auch in kirchlichen Heimen wurde mit Gewalt erzogen, stellen wir mit großem Erschrecken fest. Wie in der Gesellschaft insgesamt galt auch in der Kirche die Prügelstrafe als normal, institutionelle Gewalt wurde als Teil des Erziehungssystems gesehen. Die Verletzung der Verletzbarsten war an der Tagesordnung, da haben wir auch als Institution Schuld auf uns geladen, es führt kein Weg daran vorbei, das auszusprechen und anzuerkennen. Aus unserer heutigen Sicht ist diese Art Pädagogik der körperlichen Bestrafung und seelischen Demütigung absolut inakzeptabel

Zudem gab es, das zeigen die Untersuchungen, die unser Diakonisches Werk eingeleitet hat, auch einzelne Menschenrechtsverletzungen und sexuelle Übergriffe in unseren Institutionen. Das muss aufgedeckt werden, die Opfer müssen gehört und die Täter ermittelt werden. Ich kann dem Ratsvorsitzenden der EKD Bischof Huber nur zustimmen, der gesagt hat: „Was damals in Einrichtungen der Erziehungspflege und der Heimfürsorge geschehen ist, kann weder mit dem Zeitgeist noch mit irgendeinem vernünftigen Verständnis von Pädagogik erklärt werden... Es ist keine Frage, dass diejenigen, die heute Verantwortung in der Kirche tragen, sich dafür schämen.“

Diese Vorgänge, denen wir uns allzu spät stellen, sind eine Mahnung für uns, auch heute genau hin zu schauen. Die Qualitätskontrollen unserer Einrichtungen, die regelmäßigen Mitarbeitergespräche, die erhöhte Aufmerksamkeit schützen Kinder seit Jahren auf die bestmögliche Weise. Wir dürfen nicht zulassen, dass die hervorragende, das Kind stützende und fördernde Arbeit unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Einrichtungen heute durch die Verfehlungen der Vergangenheit in Frage gestellt wird! Unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter leisten hervorragende Arbeit in gewaltfreier Erziehung.

Wir werden uns fragen müssen, wie es dazu kommen konnte. Schon im Alten Testament, im Buch der Sprüche gibt es Verse wie: „Ein weises Kind liebt Zucht“ (13, 1) oder „wer seine Rute schont, der hasst seine Kinder“ (13, 24). Auf dieser Grundlage wurden immer wieder Kinder gezüchtigt, geschlagen, erniedrigt, missbraucht. Hier muss deutlich werden: eine Kindertheologie, wie wir sie heute entwickelt haben, steht

dem radikal entgegen. Die Integrität und Würde des Kindes muss geschützt und verteidigt werden. Kinderrechte sind nicht niedlich, sie sind elementare Menschenrechte, für die wir als Kirchen einzutreten haben. Wir sind eine lernende Institution, wir können heute sehen und sagen, dass es falsche Wege gab und wir heute neue, andere Wege gehen müssen, auf die wir uns vom Evangelium her gewiesen sehen. Es ist gut, dass gewaltfreie Erziehung heute als Recht verankert ist.

2.3 5 Minuten mit dem lieben Gott

„Wie erzähle ich meinem Kind von Gott? Ich würde gern ein christliches Ritual einüben, aber wie kann ich das tun? Wie geben wir den Glauben weiter an die nachwachsende Generation? Haben Sie einen Tipp, wie ich anfangen kann?“

Solchen Fragen von Eltern, Großeltern, Paten und Verwandten von Kindern bin ich in den vergangenen Jahren immer wieder begegnet. Viele würden gern auch mitten im Alltag vom Glauben reden, aber es ist gar nicht so einfach, das zu tun, dafür eine Form zu finden. Deshalb habe ich darüber nachgedacht, was wir denn denen, die an der Erziehung beteiligt sind, vorschlagen, ganz praktisch in die Hand geben könnten.

So entstand die Idee, ein kleines christliches Ritual anzubieten, mit dem jeder und jede, ob kirchennah oder kirchenfern mit einem Kind jeden Tag im Jahr einen Bibeltext kennen lernen kann. Wir zünden eine Kerze an, hören einen Bibeltext, lesen eine kleine Auslegung, eine Geschichte, die dazu passt sowie eine Anregung und ein Gebet. Ich bin überzeugt, ein solches Ritual wird sich einem Kind tief einprägen. Es hört etwas vom christlichen Glauben, lernt, was Beten bedeuten kann, erlebt ein religiöses Ritual und erhält auch Anregungen für eigenes Nachfragen. So entsteht im Leben eines Kindes eine Spur des Glaubens und gewiss auch eine Grundlage für ein gemeinsames Gespräch mit denen, die es erziehen und begleiten.

Danken möchte ich an dieser Stelle allen, die an diesem Projekt mitgearbeitet haben. Da ist zuallererst Herr Jahnke vom Neukirchener Verlag, der sich spontan bereit erklärt hat, eine solche Idee zu realisieren. Vor allem aber ist Jan von Lingen, Ralf Tyra und Albert Wieblitz zu danken, die zunächst ein so wunderbares Konzept erarbeitet sowie die biblischen Texte ausgewählt haben und dann auf die Suche gegangen sind nach Menschen, die tägliche Andachten konzipieren. Und schließlich ist allen Autorinnen und Autoren zu danken, die übergroße Mehrheit stammt aus unserer Landeskirche, so ist das ein schönes hannoversches Gemeinschaftsprojekt.

Dankbar bin ich auch, dass alle Beteiligten auf ein Honorar verzichtet haben. So kann der Erlös dieses Buches überwiesen werden auf das Spendenkonto, das wir als Teil des Projektes „Zukunft(s)gestalten“ eingerichtet haben

So hoffe ich, dass die „Fünf Minuten mit dem lieben Gott“ in vielen Familien ein Begleiter durch das Jahr werden. Ich bin überzeugt, sie können der christlichen Erziehung ein besonderes Ritual geben und manche Gespräche über Gott und die Welt anregen.

2.2 Gewalt überwinden

Ich freue mich, dass im Rahmen der ökumenischen Dekade „Gewalt überwinden“ im HKD soeben eine Arbeitshilfe für Schule, Konfirmanden- und Jugendarbeit sowie Erwachsenenbildung erschienen ist unter dem Titel „Feuer einstellen“. Es geht um gewalthaltige Computerspiele und ihre Alternativen. Ein gutes und wichtiges Projekt in Zusammenarbeit mit der Bundeszentrale für Politische Bildung und unserem RPI.

Entstanden ist dort auch das Projekt **„UBUNTU – gemeinsam sind wir stark!“** zur Stärkung des Selbstwertgefühls und der Klassengemeinschaft für Grundschule und Kindergottesdienst. Gerade in der Grundschule, die stärker denn je zuvor mit den Aufgaben der Integration von Schüler/innen unterschiedlicher ethnischer und religiöser Hintergründe konfrontiert ist, wird es zunehmend wichtiger, Unterrichtsprojekte zur Stärkung des Klassenklimas und der Sozialkompetenz in der Schule anzubieten.

UBUNTU kann hier eine Hilfe sein, indem es die Faszination einer Abenteuerreise nach Südafrika, seinen Kulturen und Bemühen um ein friedliches Miteinander, mit Regeln des gelingenden Zusammenlebens auch bei uns in Deutschland in Beziehung setzt. Es geht um ein Konzept des multikulturellen, globalen Lernens, das durch seinen „Schatzsuche-Charakter“ Kinder fasziniert, in Aktion bringt und dazu anleitet, eigenständig Regeln für ein gutes Zusammenleben im Klassenzimmer (und darüber hinaus!) zu entwickeln. **UBUNTU** ^[1] – das ist Zulu und heißt eigentlich nichts anderes als „Gemeinschaft“. Es steht für „Menschlichkeit“ und für den Glauben an ein „universelles Band des Teiles, das uns alle verbindet.“ Wir brauchen einander – nur durch andere Menschen lernen wir, was es heißt, menschlich zu sein, einander zu achten und Gemeinschaft, aber auch Korrektur zu erfahren HKD, ELM, Kindergottesdienststarbeitsstelle und RPI sind an dem Projekt beteiligt.

3. Aus der Landeskirche

Mich freut immer wieder, wie viel Engagement und Initiative es in unserer Landeskirche gibt. Ich denke an www.trauernetz.de, an ein Interview mit unserem AIDS-Seelsorger, an den Wichern-Advents Kranz in Lüneburg, den ich am Sonntag eröffnen werde. Und es war eine gute Erfahrung, dass der NDR nun zum zweiten Mal einen Reformationsgottesdienst live übertragen hat, dieses Mal aus der Andreaskirche in Hildesheim. Auch freue ich mich, dass das Michaeliskloster Hildesheim mit unserer Arbeit für Gottesdienst und Kirchenmusik zum Kompetenzzentrum der EKD für diese Themen ausgewählt wurde. Das kann uns nur freuen. Viele sind unterwegs, um unseren Glauben, unsere Kirche weiter zu geben auf verschiedenste Weise. Fünf Punkte möchte ich am Ende dieses Berichtes besonders hervorheben:

3.1 Gospelkirchentag

Ein besonderer Höhepunkt war in diesem Jahr der Gospelkirchentag vom 5. Bis 7. September. Nach drei Gospelkirchentagen in Bochum, Essen und Düsseldorf war er nun zum ersten Mal in unserer Landeskirche zu Gast. Erstmals gab es dabei auch eine Reihe von Vorveranstaltungen, neudeutsch Pre-Events, regionale Gospelchortreffen in Salzhemmendorf, Göttingen, Osnabrück, Lüneburg und auf Norderney. Vielleicht lag es an diesen bestens besuchten Veranstaltungen, dass unser Gospelkirchentag mit beinahe 4.000 einen Rekord an Dauerteilnehmenden hatte, davon über die Hälfte aus dem Bereich unserer Landeskirche.

Und es war dann ein wahrhaft begeisterndes Wochenende des gesungenen Glaubens. Eröffnet wurde es mit einem großen Konzert am neuen Rathaus - das Zeitungsbild hat am nächsten Tag den Ministerpräsidenten und mich gleich zu aktiven Chormitgliedern gemacht. Besonders gelungen war die anschließende Verbindung von Gospelkirchentag und Langer Nacht der Kirchen: In 31 gut gefüllten Kirchen sind über 60 Gospelchöre aufgetreten. Neu war am Morgen eine Gospelbibelarbeit, für die wir den Ratsvorsitzenden Bischof Huber aus der Sitzung des Rates locken konnten. Die Verbindung von Musik und Wort war gelungen im Blick auf die Teilnehmenden. Am Samstagnachmittag haben insgesamt 62.000 Menschen an den sechs Bühnen und in den Kirchen der Innenstadt der Gospelmusik zugehört. Gleichzeitig liefen etliche Workshops, die den Insidern Fortbildung und Vertiefung boten. Beim ausverkauften Dance-Konzert am Samstagabend trat erstmals in Deutschland der US-Superstar Kirk Franklin auf, für viele der absolute Höhepunkt. Es war auf jeden Fall eine interessante Erfahrung. Bewegend war dann der Abendmahlsgottesdienst mit 5.000 Menschen in der AWD-Hall am Sonntagnachmittag. Wir haben es bewusst als lutherischen Gottesdienst mit Predigt und Abendmahlsfeier gestaltet, so dass es erkennbar ein Fest unserer Kirche war.

Insgesamt bin ich sehr froh über die Gospelchöre und die Gospelbewegung in unserer Kirche. Da gibt es viel geistliche Aufbruchstimmung gerade unter Menschen der mittleren Generation. Es war gut, auch durch ein solches Fest zu zeigen, dass das einen wichtigen Ort in unserer Kirche einnimmt. Wir brauchen diese Musik ebenso wie die anderen Formen der Kirchenmusik, die traditionellen und hochkulturellen wie die modernen. Singen und Musik waren und bleiben prägend für die Spiritualität der Kirche der Reformation.

Teilnehmende und Mitveranstalter von außerhalb meinten nach dem Gospelkirchentag, wir hätten durch die Qualität in Hannover Maßstäbe gesetzt. Darüber können wir uns freuen. Es kamen zusammen die Kompetenz der Creativen Kirche in Witten, die die Gospelbewegung seit Jahren bundesweit unterstützt und die Erfahrung, die wir bei uns inzwischen mit der Organisation von Großveranstaltungen haben. Ich danke allen herzlich, die zum Gelingen beigetragen haben, insbesondere Oberlandeskirchenrat Dr. Hans-Christian Brandy.

3.2 Leben im Verborgenen

Vor zwei Jahren hörte ich einem Projekt in den Niederlanden, bei dem Menschen ohne Aufenthaltsgenehmigung auf Laufstegen Designerkreationen präsentierten. Damit wurden sie aus der Anonymität geholt, sie bekamen ein Gesicht. Ich fand, das war eine großartige Initiative. Schnell wurde allerdings deutlich, dass die Rechtslage in Deutschland ein solches Projekt nicht möglich macht. So entstand die Idee, eine

Ausstellung zu konzipieren, die den geschätzt fast eine Millionen Menschen, die ohne angemessene Papiere in unserem Land leben, eine Stimme gibt.

Die älteste Protagonistin dieser Ausstellung ist 81 Jahre alt. Sie heißt Alina und lebt seit 15 Jahren bei ihrer Familie in Niedersachsen – unerlaubt. Sie ist an Krebs erkrankt. Weil sie keine Krankenversicherung hat und heimlich bei ihrer Familie lebt, fragt sie sich: „Wie soll ich die teure Operation bezahlen und bekomme ich als Illegale überhaupt ein Begräbnis?“

Die Jüngste in der Ausstellung ist noch kein Jahr alt. Vor drei Monaten wurde Francisca in einem evangelischen Krankenhaus geboren. Das Baby hat weder eine Geburtsurkunde noch einen Pass.

Ein Baby und eine Großmutter – zwischen diesen beiden Polen bewegt sich die Ausstellung „Leben im Verborgenen – Menschen ohne Pass und Papiere in Deutschland“. Das Mädchen wird in die Illegalität hineingeboren, die alte Frau hat Angst, in der Illegalität zu sterben – ohne ein ordentliches Begräbnis. Alina und Francisca sind zwei von 15 Personen, die porträtiert werden. Menschen, die aus ganz unterschiedlichen Gründen in Deutschland im Verborgenen leben.

Die Mehrzahl derjenigen, die hierzulande unerlaubt leben, ist ganz ordentlich eingereist, mit einem Touristenvisum wie die Mutter der kleinen Francisca, die aus Ghana nach Deutschland kam – oder Alina, die Großmutter, die zusammen mit ihren Kindern aus Kirgistan einreiste. Ihr Vergehen: Sie sind ein-, aber nicht wieder ausge-reist.

Alle europäischen Staaten heißen diese Einwanderer nicht willkommen. Sie sehen sie als ungebetene Gäste, die sie schnell wieder loswerden wollen. Deutschland ist das einzige EU-Land, das diese Menschen sogar strafrechtlich verfolgt. Die Seniorin Alina und die Mutter der kleinen Francisca gelten als Straftäterinnen. Bedienstete der Krankenhausverwaltungen, der Jugend- und Einwohnermeldeämter sowie Standesbeamten und Schulleiter sind verpflichtet, Menschen wie Alina und Franciscas Mutter bei den Ausländerbehörden zu melden.

Aus diesem Grund wird das Kind Francisca später weder einen Kindergarten noch eine Schule besuchen können. Ihre Mutter darf keine legale Berufstätigkeit aufnehmen und kann auch keine staatlichen Hilfen in Anspruch nehmen. Deswegen hat sich Alina, die kirgisische Großmutter, auch nie krankenversichern können. Sie muss ihre Krebsmedikamente selbst kaufen und ihre Operation bezahlen, will sie nicht in Gefahr geraten, als unerlaubte Einwanderin entdeckt zu werden.

In der Ausstellung „Leben im Verborgenen“ erzählen Frauen und Männer, alte und junge Menschen, von ihren Sorgen und Nöten im Alltag. Wie sie für einen Euro in der Stunde sieben Tage in der Woche arbeiten und sich auch dann nicht beschweren, wenn sie um ihren Lohn betrogen werden. Die Ausstellung schildert, warum sich Frauen scheuen, Männer anzuzeigen, die sie geschlagen haben oder zu sexuellen Handlungen nötigten. Wieso Kranke sich nicht trauen zum Arzt zu gehen und Mütter ihre Kinder nicht zur Schule schicken.

Auf Ihren Tischen finden Sie Flyer zur Ausstellung. Ich danke unserer Arbeitsstelle im HKD für Islam und Migration sowie der Hanns Lilje Stiftung für die Unterstützung und hoffe, die Ausstellung wird in viele Gemeinden eingeladen. Für uns als Christinnen und Christen gibt es keine illegalen Menschen, sondern lediglich Menschen ohne die notwendigen Aufenthaltspapiere. Jeder Mensch ist gleichermaßen Ebenbild Gottes, es gibt keine Menschen erster und zweiter Klasse. Maßgabe für uns ist das Wort Jesu: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“ Zudem geht es nicht nur um Barmherzigkeit, es geht um Gerechtigkeit.

Ich lade Sie herzlich ein, sich diese Lebensgeschichten anzusehen und anzuhören, damit wir gemeinsam daran arbeiten können, das Leben dieser Menschen menschenwürdiger zu gestalten. Alte Menschen wie Alina dürfen keine Angst mehr haben müssen, in der Illegalität zu sterben. Kinder wie Francisca sollen in Zukunft eine Geburtsurkunde bekommen und zur Schule gehen können.

3.4 Partnerkirchen

Im September konnte ich im Rahmen einer Reise des Rates der EKD unsere Partnerkirchen in Südafrika besuchen. Es gäbe viel zu berichten, an dieser Stelle will ich hervorheben, dass mir die besondere Verbundenheit unserer Landeskirche zur evangelisch-lutherischen Kap-Kirche noch einmal besonders bewusst geworden. Diese Kirche wurde von Hannoveranern gegründet und von Hannover wie ein Sprengel sozusagen out-of-area behandelt. Landesbischof Lilje hat sie noch visitiert. Dazu ist er 18 Tage mit dem Schiff nach Südafrika gereist, hat drei Monate visitiert und 18 Tage Rückreise erlebt. Manchmal wünsche ich mir dann auch die guten alten Zeiten zurück...

Landesbischof Lilje aber hat der Kapkirche geraten, die Selbstständigkeit zu suchen und das war ja auch sinnvoll. Doch die Verbundenheit bleibt in den drängenden Fragen unserer Zeit. Berührt hat mich, dass Bischof Rohwer als Bischofskreuz exakt das gleiche Kreuz trägt wie unsere Landessuperintendentinnen und Landessuperintendenten, auf der Rückseite ist eingraviert: „Gestiftet vom Landeskirchenamt Hannover 1963“.

So hat mich gefreut, dass unser Evangelisch-Lutherisches Missionswerk eine Partnerschaftskonsultation durchgeführt hat, in der wir gemeinsam mit den Partnerkirchen gefragt haben, wie denn die Zusammenarbeit in Zukunft aussehen kann. Im ELM ist in Folge auch der Beschlüsse des Aktenstückes 98 vieles im Umbruch. Ich denke, dass auf einer der nächsten Synodentagungen die Direktorin Martina Helmer-Pham-Xuan ausführlicher darüber berichten wird.

3.4 Castor-Transport

Unser Umweltbeauftragter Pastor Schliep war während des jüngsten Castortransportes in Gorleben, um unmittelbar am Gorlebener Zwischenlager das kirchliche Deeskalationsteam zu unterstützen. Sein Bericht macht deutlich, dass das kirchliche Seelsorgeteam unter der Leitung des Lüchower Propstes leistet wirklich einen hervorragenden, unermüdlichen deeskalierenden Dienst, der immer wieder hervorgehoben zu werden verdient.

Pastor Schliep schrieb mir: „Das Verhalten derer, die die Zufahrt des Zwischenlagers von Samstagabend bis Montagnachmittag blockiert haben, war nach meiner Wahrnehmung in jeder Hinsicht gewaltfrei und de-eskalierend. Auch das polizeiliche Verhalten vor dem Zwischenlager war einwandfrei.

Kurz zuvor gab es in Berlin ein Symposium zur Endlagerfrage. Aus unserer Landeskirche waren in Berlin dabei: Probst von Nordheim, Propst Wichert-von Holten (mit Impulsreferat zur AG Ethik), P. Eckhard Kruse / Gartow (der Mitglied der Programmkommission war, die eine ganz hervorragende Arbeit geleistet hat), Frau Theda Kruse (Landessynode), Herr Künne-Rosien (2. KKT-Vorsitzender Lü-Da), Herr Seebass (KK-Umweltbeauftr. Lü-Da), Gräfin von Bernstorff (EKD-Synode). Dabei waren ebenfalls zahlreiche VertreterInnen von Bürgerinitiativen aus dem Wendland, die sich auch immer wieder in die Diskussion mit deutlichen Anfragen oder Stellungnahmen eingebracht haben.

Alle kirchlich gebundenen Teilnehmenden hatten sich in einem vorangegangenen Gespräch in der Lüchower Propstei vorbereitet und abgestimmt. Es nahmen insgesamt etwa 350 Personen teil. Noch einmal Pastor Schliep: „Kein Streitpunkt ist ausgeräumt, insofern hat sich nichts geändert - aber die Bereitschaft zur Mitarbeit an neuen Lösungen ist dennoch gewachsen, weil sich bei vielen die Einsicht durchgesetzt hat, dass eine Lösung in der Endlagerfrage nicht wieder auf die lange Bank geschoben werden darf, sondern unverzüglich in Angriff genommen werden muss ... Überaus strittig blieb natürlich die Frage, ob denn die Suche nach einem anderen Endlager Sinn mache und, wenn überhaupt weitere Suche, ob nicht erst die Gorleben-Erkundung abgeschlossen werden müsse – und die bekannten Varianten. „

Als (Landes-)Kirche, so unser Umweltbeauftragter, sollten wir unsere bisherigen Position öffentlich vertreten auf der EKD- und der Landesebene:

- Kein Ausstieg aus dem Ausstieg.
- Beim Gorleben-Moratorium bleiben.
- Aus Asse II lernen: Nach verbindlichen (neuen) Kriterien über Gorleben hinaus nach anderen möglichen Standorten ernsthaft suchen, wobei Gorleben nicht als Kandidat ausscheidet (aber erst einmal „in Ruhe gelassen wird“).
- Öffentlichkeitsbeteiligung gewährleisten
- Über politische Grenzen hinwegdenken, weil die wahrzunehmende Verantwortung alles Bisherige bei weitem übersteigt und eine breite parlamentarische Basis herstellen.
- Den Weg der Energieeinsparungen und der Nutzung alternativer Energien noch konsequenter als bisher fortsetzen.
- Die Achtsamkeit und Wachsamkeit der ganzen Gesellschaft dauerhaft bilden, stärken und aufrecht erhalten, d. h. auch, ohne Angst zu schüren, den Gefährdungen und Risiken ins Auge zu blicken.

- Auf die Terminologie achten: statt nur von ‚hoch(radio)aktivem Abfall‘ zu sprechen von ‚hochradioaktiven Brennelementen nach Nutzung‘.

Allen, die sich hier engagieren, können wir nur von Herzen danken.

3.5 Jüdische Kultur

Am 21. September wurde der niedersächsische Landesrabbiner Sievers in sein Amt eingeführt. Ich habe mich sehr darüber gefreut, dass dies nach 13 Jahren der Vakanz möglich war. Das Landesrabbinat wurde 1687 für das Gebiet des Kurfürstentums Hannover errichtet und blickte damit 1938 auf eine 250-jährige ununterbrochene Geschichte zurück.

Am 9. November 1938 aber wurden in Deutschland fast zweihundert jüdische Gotteshäuser zerstört. Während am folgenden Tag die Synagoge in der Roten Reihe in Hannover langsam ausbrannte, schaute eine beträchtliche Menschenmenge schweigend zu. Die Polizei beschränkte sich auf die Absperrung des Geländes, die Feuerwehr griff nicht ein. Damals in unmittelbarer Nachbarschaft befand sich das Landeskirchenamt. Augenzeugen berichten, dass an jenem Tag eine gedrückte Stimmung im Haus herrschte. Doch der Betrieb ging weiter. Es war ja die Synagoge, die brannte, nicht die Kirche...

Was für eine wunderbare Synagoge hatte die Stadt Hannover! Entworfen wurde sie von Edwin Oppler und 1870 in neuromanischer Form fertig gestellt. Wer in unserem neuen Rathaus die Nachbildungen der Stadt anschaut, kann sie sehen. In schwarz, weil das Motiv von 1939, also dem Jahr nach der Zerstörung stammt.

Mich bewegt das oft, ist doch unser Landeskirchenamt fast auf dem Grundstück erbaut, auf dem in der Calenberger Neustadt die Synagoge stand. Ob die Erbauer damals ermessen haben, was das bedeutet? Der Ort des Gedenkens liegt zwischen Landeskirchenamt und Ministerium, erst spät wurde er eingerichtet.

In ganz Deutschland wurden 1938 Synagogen zerstört, wo möglich Brände gelegt und die Kultgegenstände geschändet und verschleppt. Um 2.35 Uhr am 10. November erhielt die hannoversche Feuerwehr Meldung, dass die Synagoge in der Bergstraße brenne. Ein kleiner Kommandotrupp der SS hatte das Gotteshaus aber schon fast zwei Stunden vorher angezündet, das bei Eintreffen der Feuerwehr in hellen Flammen stand. Unter dem Befehl der SS-Führer Jeckeln und Benson vollzog sich die vollständige Zerstörung der Synagoge im weiteren Tagesverlauf, indem die gelöschten Reste gesprengt wurden. So verstummte auch die synagogale Musik in Hannover – wie man damals meinte, für immer...

Zeitlich parallel zum Anschlag auf die Synagoge zogen Trupps von SS und SA durch Hannover und demolierten 94 Geschäfte jüdischer Inhaber: Die Waren wurden zerstört, geplündert oder „sichergestellt“.

Vom Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei Heinrich Himmler war zudem der Befehl ergangen, bis zu 30.000 möglichst vermögende Juden zu verhaften und in Konzentrationslager einzuliefern. In Hannover wurden am 10. November 180 jüdische Männer und eine Frau aus ihren Wohnungen und Geschäften geholt und mit weiteren 153 aus den Umlandgemeinden Verhafteten zunächst im Polizeigefängnis

eingepfercht. Am Morgen des folgenden Tages wurden 275 Verhaftete in das KZ Buchenwald deportiert.

Im Frühjahr 1939 gab es fast kein jüdisches Eigentum mehr in Hannover, die Emigration erreichte ihren Höhepunkt. Wie unvorstellbar ist das 70 Jahre später! Wie schwer, sich der Erinnerung zu stellen. „Herr ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnt“ – diesen Psalmvers zitieren wir oft bei Kirchenjubiläen und freuen uns an den Gotteshäusern. Damals aber brannte ein Gotteshaus mitten unter uns! Thora-Rollen wurden zerstört, das Wort Gottes also wurde geschändet, gegen alle Gebote, die wir als Menschen christlichen Glaubens mit denen jüdischen und auch muslimischen Glaubens teilen. Mitbürgerinnen und Mitbürger unserer Stadt sprachen anderen aufgrund des unterschiedlichen Glaubens das Lebensrecht ab. Das ist für uns heute unbegreiflich, denke ich. Und es ist eine Mahnung, frei zu denken, widerständig zu bleiben, sich nicht verführen zu lassen!

Wir waren als Christen keine guten Nachbarn und haben versagt, Schuld auf uns geladen. Es war eine bittere Geschichte für die Kirchen, zu lernen, ja zu begreifen: Wenn eine Glaubensgemeinschaft angegriffen wird, dann ist auch die andere in Mitleidenschaft gezogen. Wir sind Geschwister im Glauben, und es gilt, füreinander einzutreten.

Dass 70 Jahre nach der Zerstörung der Synagogen in Deutschland heute wieder jüdisches Leben in unserem Land wächst, sehen wir als evangelische Kirche mit Freude und Dankbarkeit. Eine der Kirchen, die wir in Hannover schließen mussten, wird zukünftig einer jüdischen Gemeinde als Gotteshaus dienen. In Göttingen wurde gestern die Synagoge neu eingeweiht. Vor kurzem wurde ein neuer Landesrabbiner in sein Amt eingeführt. Das sind Zeichen der Hoffnung auch für uns als Christen!

Unserer Landessynode hat 1995 formuliert: „Die Landessynode bittet die Kirchengemeinden, Begegnungen und Gespräche zwischen Juden und Christen, wo immer es möglich ist, zu suchen und zu fördern. Sie ist dankbar dafür, dass nach den Verbrechen des Holocaust solche Begegnungen und Gespräche möglich geworden sind und dass Schritte aufeinander zu getan werden konnten. Sie hofft auf eine gute Nachbarschaft zwischen den Kirchen- und Synagogengemeinden, in der die Verbundenheit von Juden und Christen sichtbar werden kann.“

Dieser Wille zu guter Nachbarschaft, den Ihre Vorgängersynode ausspricht, ist für uns Christen eine „Lehre“ aus der Schoa. Er ist nun aber, das ist neu, begründet in den theologischen Einsichten der kirchlichen Umkehr nach 1945: der christliche Glaube ist unaufgebbar an das Judentum gewiesen, die Voraussetzungen der alten christlichen Judenfeindschaft sind theologisch unhaltbar. Gute Nachbarschaft meint: Begegnung auf gleicher Augenhöhe. Das gemeinsame Zeugnis für den einen Gott der Bibel, seine Gerechtigkeit und Barmherzigkeit gegenüber der Öffentlichkeit unseres Landes, das ist die verbindende Aufgabe. Das der Landesrabbiner sich für jüdischen Religionsunterricht an öffentlichen Schulen einsetzt, ist ein gutes und wichtiges Signal, das wir nur unterstützen können.

Die Würde jedes Menschen zu wahren, die Religion oder auch Nicht-Religiösität jedes Menschen zu respektieren, darum geht es. Und das ist angesichts der Geschichte eine eklatante Herausforderung für die Gegenwart. Ich denke, dessen sind wir uns

alle gemeinsam bewusst. Es geht darum aus der Geschichte zu lernen, mutig und widerständig zu sein gegen den Zeitgeist. Auch dazu mahnt uns das Erinnern, heute hinzuschauen, wo Menschen diskriminiert, verfolgt, abgeschoben werden, weil sie nicht die richtige Hautfarbe, die richtigen Papiere, den richtigen Glauben haben....

Ich bin dankbar, dass wir beispielsweise in Hannover in diesem Monat die „Tage der jüdischen Musik erleben durften. Ja, es ertönt wieder jüdische Musik in Deutschland, die Menschen freuen sich darüber, die Zerstörer von damals haben nicht gesiegt. Klein sind die Pflanzen der Hoffnung, das ist wahr. Aber es gibt in unserer Kirche und in unserem Land ein neues Bewusstsein dafür, dass jüdische Kultur Teil deutscher Kultur ist, die es zu erinnern, aktuell zu pflegen und für die Zukunft zu bewahren gilt.

Hohe Synode, das war ein weiter Bogen von der Wirtschaft mit allen über die Gegenwart der Kinder in unserem Land, die Schwerpunkte der Arbeit unserer Landeskirche bis hin zum Gedenken. Ich denke, auch ein solcher Bericht zeigt: Unsere Kirche steht für Tradition, sie ist nicht gedächtnislos, sie weiß um die Schuld wie die Errungenschaften unserer Väter und Mütter im Glauben. Sie ringt darum, in ihrer Zeit glaubwürdig Kirche zu sein. Und sie setzt sich dafür ein, dass auch nachfolgende Generationen von diesem Glauben wissen, dass Gott in die Welt kam, dass wir nicht verlassen, sondern in Gottes Hand gehalten sind. Mit dieser Zuversicht können wir auch in die Adventszeit 2008 gehen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.